

aufmerksam. Was wollte dieser Mensch. Er mußte verlieren. „Rien ne va plus!“ rief der Bankier. Alles dreht sich. Bin ich betrunken, dachte Ralf. „Trente,“ rief es durch den Saal. Ramini erschrak. Man warf ihm eine große Rolle und Marken zu. Es war $\frac{3}{4}$ 1. Das ist nicht Grace, dachte Ralf und roch den Duft von einem penetranten Parfüm. Plötzlich sah er, daß der Platz seines Gegenübers leer war. Er nahm die wenigen Marken vom Tisch, ging die Treppe hinunter. An einer Truhe lehnte ein Schatten. Als Ralf hinter ihm stand, schrak er zusammen und versuchte etwas in seiner Hand zu verbergen. Ralf griff an sein Gelenk. Der Revolver fiel zu Boden. „Ihr Leben steht nicht mehr in Ihrer Hand, mein Herr,“ sagte Ralf kühl — „unsere Abmachung! Warten Sie noch eine Viertelstunde.“

Sie stiegen wiederum die Treppe herauf. In diesem Augenblick fühlte sich Ralf seltsam zu diesem schmalen Schatten hingezogen, der wie von einer unsichtbaren Macht durchschüttelt schien. Fast hätte er ihm die Hand auf die Schulter gelegt, aber sie standen schon im Saal. Ralf nahm die letzten Scheine und setzte. Ramini sprach leise zum Croupier und schob seine gesamten Marken hin. „Zero!“ Es war fünf Minuten vor ein Uhr. Die Kugel rollte. Die Zeit schien Ralf endlos zu dauern. Aber das war ja sein alter Violinlehrer, der ihm da gegenüber saß und nickte, und wie komisch, daneben saß Elisabeth — aber die war doch längst tot, natürlich, das war ja auch gar nicht Elisabeth, es war Tilly, die Tänzerin. Wie kam Tilly ausgerechnet nach Rom? Er bemerkte garnicht, daß man neben ihm aufstand, „Zero!“ hallten die Stimmen der Spieler durch den Raum, und die Croupiers fegten mit dem Rechen das Feld rein und schoben den gelben Berg zu Ramini hin. Der große Zeiger stand kurz vor der Zwölf. Ralf stand auf und ging die Treppe hinunter. Als er sich seinen Hut geben ließ, hörte er, wie man nach ihm schrie. Das mußte Ramini sein. Er begann zu laufen, hörte lautes Rufen und sah, wie man Windlichter in den Park hinuntertrug; aber in einem gleichmäßigen Laufschrift spürte er nicht mehr, wie er den Park verließ und die leeren Straßen nach seinem Hotel entlang trabte.

Auf seinem Bett liegend fiel er sofort in einem traumlosen und tiefen Schlaf. Als er am Morgen erwachte, gelang es ihm nicht, sich aus einem Zustand loszureißen, der in seinem dunklen Dahindämmern an Halbschlaf oder Trunkenheit erinnerte. Er packte seinen Koffer zusammen, entnahm ihm das letzte Geld und ließ ihn zum Bahnhof bringen. Er bezahlte die Rechnung und fuhr wie im Traum zum Bahnhof. Er sah sich mit einem unbewußten Lächeln plötzlich vor dem Schalter stehen und hörte, wie es aus ihm sprach: „Venezia!“

Und auch die Fahrt ging wie im Traum vorüber. Es war Abend, da kam Mestre, dann rollte der Zug über die lange Brücke. Als er den vertrauten Weg aus der Bahnhofshalle schritt, war Venedig in einen grauen, schwarzen Wolkenschleier gehüllt, aus dem der Regen unaufhörlich hinabsank: „Gondola, Gondola,“ schrien die Stimmen, und er sah einen fremden jungen Mann in einen schwarzen Kahn steigen, der aussah, wie ein verdeckter Sarg. Die Paläste zogen als wehende Riesenkulissen an ihm vorüber. Der Schlag des Ruders hinter ihm klang gleichmäßig und beruhigend, während auf dem ledernen Baldachin der Regen herabtropfte. Ueber ihn spannte sich die Seufzerbrücke, und der uralte melancholische Ruf des Gondelführers hallte durch die Nacht. Vittoria, Vittoria, rief eine zersprungene Stimme in ihm. Der Regen hatte aufgehört und warmer Wind trieb die Wolkenfetzen über den Himmel.